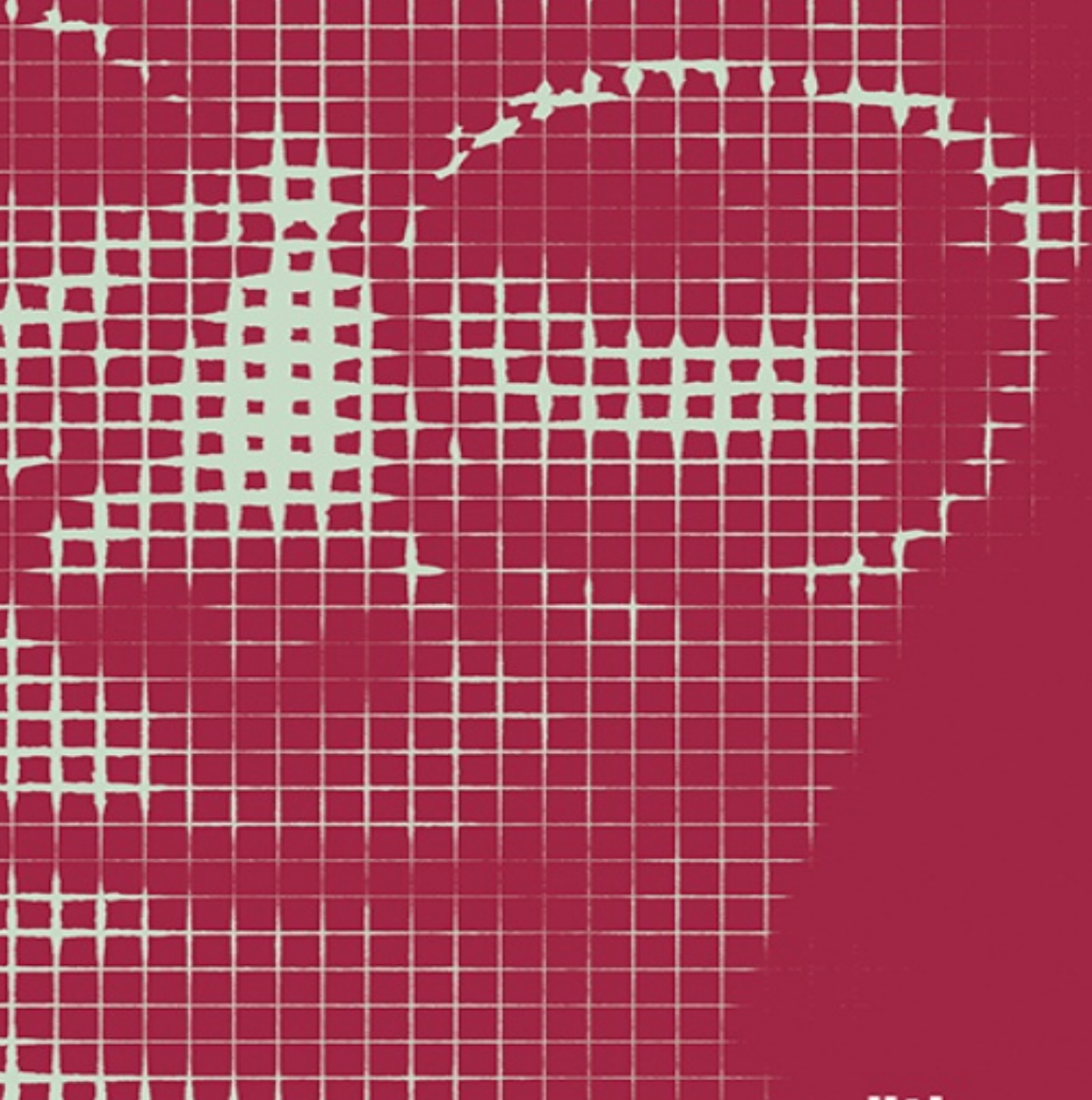


DIE TOPAGENTIN

Johanna Olbrich
alias
Sonja Lüneburg





**DIE
TOPAGENTIN**

Johanna Olbrich
alias
Sonja Lüneburg

edition ost

Das Buch

2014 ist es inzwischen zehn Jahre her, dass sehr viele Menschen in Bernau auf dem Friedhof zusammenkamen, um Abschied von Johanna Olbrich zu nehmen. Etliche, die damals erschienen waren, sind inzwischen auch nicht mehr. Das ist der Lauf der Dinge.

Als Sonja Lüneburg war die Lehrerin in den 60er Jahren in den Westen geschickt worden. Sie machte Karriere in der FDP und wurde Persönliche Mitarbeiterin des Bundeswirtschaftsministers. 1985 wurde sie aus Bonn zurückgezogen.

Johanna Olbrich alias Sonja Lüneburg war eine der erfolgreichsten Mitarbeiterinnen der DDR-Aufklärung. Dennoch weiß man kaum etwas über sie. Mit der vorliegenden Publikation wird das nun endlich nachgeholt.

Der Herausgeber

Günter Ebert, Jahrgang 1937, ist diplomierter Kriminalist und die meiste Zeit seines Berufslebens im Sektor Wissenschaft und Technik der Hauptverwaltung Aufklärung tätig gewesen.

An den Publikationen »Angriff und Abwehr« (2007) und »Die Industriespionage der DDR« (2008), beide edition ost, war er als Mitautor beteiligt.

Impressum

ISBN eBook 978-3-360-51018-1

ISBN Print 978-3-360-01849-6

© 2013 edition ost im Verlag Das Neue Berlin, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin,
unter Verwendung eines Fotos
von Johanna Olbrich von 1986

Fotos: Archiv Ebert; Robert Allertz
Das Neue Berlin Verlagsgesellschaft mbH
Neue Grünstr. 18, 10179 Berlin

Die Bücher der edition ost und
des Verlags Das Neue Berlin
erscheinen in der
Eulenspiegel Verlagsgruppe.

www.edition-ost.de

Günter Ebert (Hrsg.)

Die Topagentin

Johanna Olbrich alias Sonja Lüneburg

edition ost

*Im Elm, einem walddreichen Höhenzug südöstlich von
Braunschweig, herrscht tiefer Friede.
Hier darf die Bundeswehr nicht üben [...] - zehn Kilometer
weiter beginnt die DDR.*

*Mitten im Naturschutzgebiet stoppt ein herrisches Schild
den braven Wanderer: »Restricted Area Warning« [...]. Die
Drohung hat keine Unterschrift. Sie warnt vor einem
Schattenreich, dessen Konturen 2.000 Meter weiter am
Waldrand sichtbar werden: Antennen und Kuppeln über
einem futuristischen Gebäude aus Beton, drohend und kalt.
Stacheldraht und Eisenzäune schützen das Haus ohne
Namen. Hoch über Schöningen am Elm hat der Große
Bruder ein Ohr installiert.*

*Die abgeschirmten Anlagen sind Knotenpunkte eines
unsichtbaren Netzes, das die Bundesrepublik und den
gesamten Erdball umspannt.*

*Amerikas geheimster Geheimdienst, die National Security
Agency (NSA), lauscht weltweit und rund um die Uhr, ganz
besonders in der Bundesrepublik. [...]*

*Niemals zuvor in der Geschichte der Menschheit hat
irgendeine Macht der Erde Vergleichbares zustande
gebracht - Lauschangriffe rund um die Erde. [...]*

*Wie in der Bundesrepublik, wo die eingeschränkte
Souveränität der Deutschen freie Betätigung garantiert,
unterliegt das Nachrichtenimperium nirgendwo einer
Kontrolle.*

Der Spiegel, 20. Februar 1989

Vorwort

Von Honoré de Balzac stammt die Erkenntnis, dass jeder Mensch »eigentlich zweimal lebt, das erste Mal sein reales Leben und das zweite Mal in den Spuren, die er hinterlässt«.

Johanna Olbrich war eine beeindruckende Persönlichkeit, die sehr tiefe Spuren hinterlassen hat. Sie gehört in die Reihe der nicht wenigen Frauen, die sich ganz der Arbeit als Kundschafterin an der unsichtbaren Front des Kalten Krieges hingaben. Über einen sehr langen Zeitraum informierte sie aus einer Spitzenposition im politischen System der BRD – der Zentrale der FDP als der zweiten Regierungspartei – über politische Pläne, Konzepte und Programme, aber auch über Widersprüche und Differenzen in dieser Partei. Sie leistete damit einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für die zweckmäßige Gestaltung der Politik der DDR-Führung gegenüber der BRD und damit für die weitere Entspannung in Europa.

Dieser Arbeit hatte sie ihr gesamtes Leben untergeordnet. Selbst Bundesanwaltschaft und Gericht mussten anerkennen, dass sie ihre besten Jahre dieser Arbeit geopfert hatte. Nach dem Untergang der DDR erklärte sie wiederholt, dass trotz dieses Ausgangs dieser Teil ihres Lebens keine verlorenen Jahre waren. Später werde man sich der DDR und ihrer Leistungen noch erinnern und diese zu würdigen wissen.

Eine solche Arbeit ist nicht möglich ohne eine tief wurzelnde politische Grundhaltung zu den Problemen, die in dieser an Spannungen und Gefahren reichen Zeit von der Gesellschaft zu lösen waren. Ihr politisches Bewusstsein hat sich Johanna Olbrich nicht angelesen, sie hat es sich auch nicht oktroyieren lassen. Ihre Haltung zu den politischen Vorgängen ihrer Zeit wurde durch eigenes

Erleben in den letzten Tagen eines verbrecherischen Krieges geprägt. Maxim Gorki nannte seine Lebensgeschichte »Meine Universitäten«. So hat auch sie aus dem Studium an »ihren Universitäten« entscheidende Schlussfolgerungen für ihre Lebenshaltung gezogen. Sie wollte helfen, dass nie wieder Krieg und Zerstörung über die Menschen kämen.

Diesem Grundsatz folgte sie von früher Jugend an – ob als junge Lehrerin, Schulleiterin, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Ministerium für Volksbildung der DDR oder eben als erfolgreiche Kundschafterin über einen Zeitraum von mehr als zwanzig Jahren. Dass sie aufgrund ihres wunderbaren, sehr sympathischen Charakters auch in ihrem Kundschafterleben zu vielen Menschen dauerhafte freundschaftliche Beziehungen knüpfen konnte, die auch nach ihrer Enttarnung als Mitarbeiter der DDR-Aufklärung weiteren Bestand hatten, zeigt die Größe ihrer Persönlichkeit.

Ihre Haltung bewahrte sie sich auch nach ihrer Rückkehr in die DDR und besonders in der ab 1991 einsetzenden Strafverfolgung durch die BRD-Staatsorgane.

Die juristische Auseinandersetzung endete erst 1999, als das Oberlandesgericht Düsseldorf beschloss, dass die drei Jahre zuvor verhängte Freiheitsstrafe »nach Ablauf der Bewährungszeit« erlassen werde. In zwei Verfahren – aufgrund einer von ihr und ihren Anwälten erstrittenen Revisionsentscheidung des Bundesverfassungsgerichts wurde gegen Johanna Olbrich in Düsseldorf zweimal geurteilt – war de facto nachgewiesen worden, dass der Bundesrepublik Deutschland kein feststellbarer Schaden entstanden, der Vorwurf des Landesverrats mithin absurd war. »Tut nichts! der Jude wird verbrannt«, hieß es bei Lessing im »Nathan der Weise«, und so verhielt es sich auch hier. In politisch motivierten Verfahren wurde der

rechtsstaatliche Grundsatz außer Kraft gesetzt, dass jemandem eine messbare individuelle Schuld nachgewiesen werden muss, und entsprechend der Schwere wird dann geurteilt – nach Recht und Gesetz.

Die *Süddeutsche Zeitung* sprach im Fall Olbrich von einem »fundamentalistisch anmutenden Zusammenwirken von Bundesanwaltschaft, Bundesgerichtshof und Oberlandesgericht Düsseldorf«. Erst das Bundesverfassungsgericht »stoppte die Strafjustiz zweimal durch einstweilige Anordnungen und erklärte später einen Teil der Verfassungsbeschwerde (*von Johanna Olbrich – d. Hrsg.*) für »offensichtlich begründet«. Dergleichen schafft Verdruss, kommt aber der Gerechtigkeit bedeutend näher als das schneidige Auftreten der Selbstgerechten.«

Richtig, man kam der Gerechtigkeit »näher«, aber stellte sie eben nicht her. Nicht im Falle von Johanna Olbrich, nicht in anderen vergleichbaren Fällen.

Dessen waren sich die Verfassungsrichter offenkundig bewusst, denn sie forderten »besondere Milderungsgründe« für die in den Westen entsandten Ostspione. Die Strafbarkeit der Spionage gründe »nicht auf ein allgemeines sozialetisches Unwerturteil – sonst müsste man auch die eigenen Spione bestrafen« (*Süddeutsche Zeitung*, 17. Januar 1996).

Es wurde jedoch unverändert mit zweierlei Maß gemessen. In einem Rechtsstaat aber gilt gleiches Recht für alle ...

Johanna Olbrichs Anliegen bestand primär darin, nachfolgenden Generationen Erlebnisse und Erfahrungen zu vermitteln. Deshalb hat sie Dokumente, Notizen und Erlebnisberichte über ihr gesamtes Leben und insbesondere über ihre nachrichtendienstliche Arbeit und die spätere Strafverfolgung gesammelt.

Nachdem sie einen großen Teil ihrer autobiografischen Arbeiten abgeschlossen und dem Berliner Verlag edition ost übergeben hatte, verstarb sie völlig unerwartet am 18. Februar 2004. Deshalb musste die Fertigstellung des Manuskriptes ohne ihre Mitwirkung erfolgen.

Ich erhielt dabei Hilfe von zahlreichen Weggenossen und Freunden, die Unterlagen, Bilder und persönliche Erinnerungen zur Verfügung stellten, wofür ich allen recht herzlich danke.

Besonderer Dank geht an Andrea Wolf, die mit ihrem Ehemann Mischa eine herzliche Beziehung zu »unserer Hanna« pflegte, sowie an Frank Schumann, der sehr viele Gespräche mit Johanna Olbrich führte und dessen Aufzeichnungen den Grundstock für diese Publikation lieferten, sowie an die Genossen Anita und Wolfgang R., die Johanna Olbrich jahrelang in Bernau betreuten.

Bedanken möchten ich mich auch bei ihrer Freundin Helga aus Oranienburg, die sich an die gemeinsamen Erlebnisse mit Johanna erinnerte, bei Georg Neumann und »Ewald«, die mit ihr als verantwortliche Offiziere zusammenarbeiteten und sie nach ihrer Rückkehr unterstützten, und bei vielen nicht namentlich Genannten, die sich sehr gern an Hanna erinnerten und mich bei den Recherchen unterstützten.

Der letzte große deutsche Dichter Peter Hacks sagte über unsere Zeit: »Wessen sollten wir uns rühmen, wenn nicht der DDR.« Und ich füge hinzu: in der sich solche beeindruckenden Persönlichkeiten wie Johanna Olbrich entwickeln konnten.

*Günter Ebert
Berlin, im Frühjahr 2013*

Das erste Leben (1926-1963)

Ich stamme aus Niederschlesien. Die Gegend ist seit 1945 polnisch. Die Landschaft um Lauban, wo ich aufwuchs, gleicht jener, in der ich seit nunmehr fast zwei Jahrzehnten lebe. Im Barnim finden sich Wälder, Heide, viele Teiche und Seen in einer hügeligen Landschaft, wie ich sie in meiner früheren Heimat lieben lernte. Sandhänge und Moore, verwunschene Winkel und gespenstische Urwälder bildeten für uns Kinder einen riesigen Abenteuerspielplatz. Dazu gab es im Sommer köstliche Beeren und schmackhafte Pilze.

Die Zuneigung zur Natur weckte mein Großvater väterlicherseits. Er zog oft mit mir über die Felder und durch die Wälder und wusste unendlich viele Geschichten dabei zu erzählen. Diese Gabe hatte er auch an seinen Sohn, meinen Vater, vererbt, wenngleich sich beide sonst wenig ähnelten. Großvater war ein umtriebiger Mann mit ausgeprägtem Geschäftssinn, während sein Sohn eher preußisch-korrekt war: Er brachte es bis zum Reichsbahnobersekretär.

Auch Großvater hatte als Schwellenleger bei der Bahn begonnen. Er war das uneheliche Kind einer böhmischen Bauernmagd und besuchte nie eine Schule. Zeitlebens blieb er Analphabet. Dennoch brachte er es zu einigem Wohlstand. Mit seiner Frau führte er einen Lebensmittelladen, wo auch die Arbeiter aus den nahegelegenen Fabriken einkehrten, um zu essen und zu trinken. Die drei Häuser, zu denen es Opa Olbrich im Laufe der Jahre brachte, gingen in den 20er Jahren verloren. Nachkriegskrise und Inflation verschlangen den bescheidenen Wohlstand, nicht aber seinen Geschäftssinn. Als mein Vater der bedrückenden Enge der Dienstwohnung entfliehen und in Berteisdorf bei Lauban ein kleines

Häuschen bauen wollte, lieh er sich bei seinem Vater Geld. Die Zinsen, die Großvater nahm, lagen über denen der Bank. Vater »rächte« sich, indem er Miete von ihm verlangte, als die Großeltern bei uns im Obergeschoss einzogen.

Gleichwohl war der Umgang miteinander freundlich und entspannt. Das Geld nahm nicht den zentralen Platz in den Familien- und sonstigen Beziehungen ein. Großvater starb 1944 im Alter von 72 Jahren nach einem Schlaganfall. Seine Frau war drei Jahre zuvor von uns gegangen. Das Ende war eine Erlösung, sie hatte das, was man heute Alzheimer nennt. Meine Erinnerung an sie ist erstaunlich blass.

Das gilt auch für die Großeltern mütterlicherseits. Sie lebten gleichfalls in Lauban. Der Vater meiner Mutter arbeitete als Meister im Reichsbahnausbesserungswerk. Ich kenne ihn nur von Bildern, da er im Jahr meiner Geburt starb. Seine Frau hatte den Drang zu Höherem. Als Mädchen war sie in Berlin »in Stellung« gewesen. Die in der Reichshauptstadt herrschenden Sitten und Gebräuche versuchte sie nach ihrer Rückkehr in der Familie einzuführen. Sie achtete sehr auf Etikette und kämpfte für die Naturheilkunde. Meine Eltern waren nach der Hochzeit 1923 mit in ihre recht große Wohnung gezogen, flüchteten aber gleichsam aus dieser, als sich das zweite Kind - nämlich ich - ankündigte. Die Großmutter hätte zwei Kinder unter ihrem Dach nicht ertragen.

Meine Eltern bezogen eine möblierte Wohnung in Lauban. Dann wurde Vater nach Kohlfurth versetzt. Sechs Jahre später kehrten wir jedoch nach Lauban zurück.

Die Deutsche Reichsbahn spielte im Leben unserer Familie eine zentrale Rolle. Lauban (und Kohlfurth) lagen an einer wichtigen Eisenbahnlinie. Dadurch fanden viele Menschen bei der Bahn und in deren Umfeld Arbeit. Auch

Karl Ernst Fritz Olbrich, mein Vater. Er begann als Handwerker bei der Deutschen Reichsbahn, wurde dann Heizer auf der Lokomotive, später Hilfslok-, Lok- und Oberlokführer und schließlich Reichsbahnoberassistent. Dies schützte ihn davor, jemals Soldat zu werden. Er trug außer der Eisenbahneruniform keine andere.

Unsere Familie war eine typisch deutsche. Es ging ordentlich und harmonisch zu. Meine Mutter blieb als Beamtenfrau daheim und versorgte den Haushalt. Es gab Hausmusik – Vater spielte wunderbar Harmonium, allerdings nur Volkslieder. Fritz Olbrich rauchte nicht, er trank nicht. Einmal im Jahr kam auf Bestellung eine Kiste mit sechs Flaschen Wein ins Haus – die reichte für zwölf Monate. Es gab eine Zeitung und das Radio. Und wenn meine Schwester Gertraud oder ich Geburtstag hatten und Freundinnen zur Feier einluden, hieß es stets: »Nicht mehr als zehn.« Da war meine Mutter sehr konsequent und behielt alles im sparsamen Griff. Gleichwohl war sie sehr einfühlsam und ging, ohne zu verwöhnen, stets auf die Wünsche der beiden Töchter ein.

Auch Vater war nicht sehr autoritär. Als ihm einmal die Hand ausrutschte, weil ich mich mit meiner Schwester gestritten hatte, legte er sich anschließend aufs Sofa und war krank. Wir wurden mit Liebe und Güte erzogen. Die schärfste Strafe bestand darin, nicht mit uns zu sprechen. Als ich ihn einmal belogen hatte, sagte Vater: »So, ich werde jetzt drei Tage nicht mit dir reden!« Und so geschah es. Bei Tisch sagte er zur Mutter: »Teile bitte der Hanna mit, sie solle nicht so schlürfen.«

Der Grund für diese harte Maßnahme scheint heute reichlich albern. Ich war zwölf, und »der Führer« sollte nach der Besetzung der Tschechischen Republik im März 1939 durch Lauban kommen. Ich verschaffte mir und meinen Freundinnen Zugang zum Bahnsteig ohne

Bahnsteigkarte, indem ich dem Beamten erklärte, dass ich meinen Vater besuchen wollte. So durften wir passieren. Allerdings war Vater gar nicht auf dem Bahnhof, was ich aber wusste. Er bekam von meiner Aktion Wind und sprach mich abends zu Hause deshalb an. Die Folge war die Gesprächsverweigerung und der Auftrag, einhundert Mal zu schreiben »Ich soll nicht lügen«.

Ich bin mir nicht sicher, ob meine Lüge der eigentliche Grund für die Maßregelung war. Vielleicht lag die Ursache tiefer. Denn in einer Hinsicht war unsere Familie nun doch wiederum nicht so typisch deutsch. Vater gehörte weder der NDSAP an noch sympathisierte er in irgendeiner Weise mit den Nazis. Ich kann mich nicht erinnern, dass bei uns daheim jemals eine Hitlerrede im Rundfunk zu hören gewesen war. Vater mochte den Naziführer und seine Parteigänger erkennbar nicht. Einmal sah ich sogar Tränen in den Augen meiner Mutter, als sie berichtete, dass sie »unseren Doktor« unter demütigenden Umständen die Straße habe reinigen sehen. »Unser Doktor« war Jude.

Insgesamt jedoch waren meine Eltern erstaunlich unpolitisch. Weder die Machtübernahme der Nazis 1933 noch die nachfolgenden gesellschaftlichen Veränderungen und Umbrüche hinterließen erkennbare Spuren. Nur einmal gab es eine deutliche Stellungnahme. Am 21. Juni 1941 kam ich von einem Sportfest nach Hause und kommentierte begeistert den Überfall auf die Sowjetunion. »Endlich geht es gegen die Russen!«

Die Antwort war eine Backpfeife. »Du dumme Gans. Das ist unser Untergang.«

Auch an der Schule schlug der Nationalsozialismus bemerkenswert geringe Wellen. Berlin und Breslau waren weit weg. Ich war 1933 in der Volksschule in Kohlfurth eingeschult worden, ab 1935 besuchte ich die Waisenhaussschule in Lauban. Unter den dortigen Lehrern

gab es keine Nazis. Es wurde auch nicht indoktriniert. Zumindest ist mir eine Einflussnahme oder gar Erziehung im Geist »der neuen Zeit« nicht erinnerlich.

Am liebsten hatte ich Deutsch und Geschichte. Der Unterricht machte mir Spaß, ich war neugierig und wissensdurstig. Die Noten waren entsprechend gut, Dreien kannte ich nicht. So war es nicht verwunderlich, dass mir in der 5. Klasse eine Freistelle an einem Lyzeum angeboten wurde. Doch der Vater beschied, dass ich das nicht machen sollte. Das können wir uns nicht leisten, hieß es.

5ptnr. 3629

Schulentlassungs-Zeugnis

Der Schüler in Johanna Albrich, geboren
 den 26.10. 1928 in Lauban Wst. ev. Konfession, Kind
 (Mündel) des Lokomotivfabrikant Garity O.
 in Frankfurt ist zuerst in die ev. Schule zu Frankfurt
 eingetreten am 4. 9. 1933, hat vom 2. 9. 1938 ab die hiesige
 evang. siebenstufige Schule und zwar seit 1. 4. 1939 die 7. M. Klasse
 derselben bis zum heutigen Tage besucht und wird als nicht mehr schulpflichtig entlassen.

1. Betragen: Sehr gut
2. Fleiß: Gut
3. Leistungen in:

Religionskenntnissen:	<u>Gut</u>	Raumlehre:	-
Mündlicher Ausdruck:	<u>Sehr gut</u>	Leibesübungen:	<u>Gut</u>
Lesen:	<u>Gut</u>	Musik (Gesang):	<u>Sehr gut</u>
Rechtschreibung:	<u>Gut</u>	Schönschreiben:	<u>Gut</u>
Aussatz:	<u>Sehr gut</u>	Kurzschrift:	<u>Sehr gut</u>
Geschichte:	<u>Gut</u>	Zeichnen:	<u>Gut</u>
Erdkunde:	<u>Gut</u>	Werkunterricht:	<u>Gut</u>
Lebenskunde:	<u>Gut</u>	Nadelarbeit:	<u>Gut</u>
Naturlehre:	<u>Gut</u>	Hauswirtschaftsunterricht:	<u>Gut</u>
Rechnen:	<u>Gut</u>		
4. Schulbesuch:	<u>regelm.</u>		
5. Bemerkungen:			

Lauban, den 29. 3. 1941

Der Rektor: W.

Der Klassenlehrer:

Spitzengüter



J. Braun/Be

Sorgsam aufzubewahren!

Zweite Ausfertigung ist gebührenpflichtig.

Abgangszeugnis vom 19. März 1941

Allerdings hatte sich der Wunsch, Lehrerin zu werden, längst meiner bemächtigt. Ich hatte eine imponierende Lehrerin. So wie sie wollte ich auch sein und das machen, was sie mit Hingabe tat: nämlich unterrichten. Von diesem Drang war auch meine Freundin Gisela durchdrungen. Und sie fand tatsächlich eine Möglichkeit, wie man Lehrerin

auch ohne Abitur werden könnte. In Züls bei Neustadt an der Glatzer Neiße würden in einem vierjährigen Lehrgang zugleich Abitur und eine Ausbildung als Unterstufenlehrerin angeboten, hatte sie in Erfahrung gebracht. Zuvor müsse man jedoch eine einwöchige Aufnahmeprüfung absolvieren.

Ich trug meinem Vater die Idee vor. Er meinte, das wäre meine Sache, wenn ich nach der 8. Klasse und mit 14 Jahren das elterliche Haus verlassen wolle. Er unterstütze das nicht, werde mir aber auch keine Steine in den Weg legen.

So machte ich mich allein auf den Behördenweg. Ich besorgte mir das für die Prüfungszulassung benötigte polizeiliche Führungszeugnis, die Zustimmung des Schulrates und die Bescheinigung der lokalen NSDAP. Den Parteisegen bekam ich ohne Probleme, denn ich war – sehr zum Unmut meiner Eltern – bei den Jungmädeln und dort seit der 7. Klasse Jungmädelschaftsführerin, d. h. für 30 Mädchen verantwortlich. Bereits in der 6. Klasse hatte man mich dazu bestellt, offenkundig hielt man mich für fähig, eine Mädchengruppe zusammenzuhalten.

Ich hatte nie Führungsambitionen. Doch ich weigerte mich auch nicht, wenn man mir ein Amt antrug. Das war eine Eigenschaft, die mich zeitlebens begleiten sollte. Ich hatte und habe ein tiefes Bedürfnis, mich um Menschen zu kümmern, mich verantwortlich zu fühlen. Das nahm meine Umgebung stets wahr. Und jene, die für Personal- und Kaderentscheidungen zuständig waren, haben dies genutzt.

So kamen immer wieder Funktionen und Ämter »über mich«, um die ich mich weder bemühte noch in die ich mich drängte. Allerdings vermochte ich es selten bis nie, eine Aufgabe abzulehnen. Das wäre gegen mein Verantwortungsgefühl gewesen.

Die Aufnahmeprüfung für die Lehrerausbildung fand irgendwo in der Niederlausitz statt. Etwa dreißig Bewerberinnen wurden auf verschiedenen Feldern getestet. Ich rechnete mir geringe Chancen aus, da ich beim Völkerball ein Mädchen so unglücklich getroffen hatte, dass sie fast bewusstlos wurde. Das, so wähnte ich, würde negativ zu Buche schlagen. Doch ich sollte mich täuschen. Ich wurde genommen. Meine Freundin Gisela Indetzkie jedoch nicht.

Im Juli 1941 meldete ich mich bei Lehrgangsbeginn auf Schloss Züls bei Neustadt an der Glatzer Neiße. Die angehenden Unterstufenlehrerinnen waren sehr verschiedener Herkunft und auch unterschiedlich verfasst. Ich lag in einem Schlafsaal mit 15 Betten und konnte oft nicht einschlafen, weil etliche der 14-Jährigen vor Heimweh vor sich hin wimmerten. Manches Mädchen verließ uns bald, weil der Trennungsschmerz zu groß war.

Gleichwohl bemühten sich die Ausbilder sehr um uns. Es handelte sich - auch später - ausschließlich um Frauen, die Lehrer hatte man längst in den Krieg geschickt. Die Ausbildung erfolgte sehr fachbezogen und kaum ideologisch, wir lernten ordentlich. Der Krieg fand allenfalls an der Peripherie statt. Bombenangriffe kannten wir nicht, es gab keine Aufmärsche oder Appelle.

Als der Lehrgang durch Abgänge schrumpfte, wurde er geteilt. Ich kam noch 1942 nach Nikolai unweit von Kattowitz, also weiter nach Osten. Dort gab es auch noch einen polnischen Geigenlehrer. Lauban lag nunmehr an die dreihundert Kilometer westlich. Die Schule war in einem ehemaligen Jesuitenkloster untergebracht, gleichwohl spielte die Religion keine Rolle. Ich selbst war evangelisch getauft und hatte auch die Konfirmation erhalten, doch die Kirche besuchte ich nur gelegentlich auf Bitte der Mutter und das nur zu Weihnachten.

Einer müsse ja zum Gottesdienst gehen, sagte sie.

Zur Schule gehörten ein großer Garten, Pferde und Kühe, es gab auch ein Schwimmbad. Die im Ort lebenden Menschen wurden von den Nazis in verschiedene Gruppen klassifiziert: 1. Reichsdeutsche - zu denen gehörten auch wir Schüler, 2. Volksdeutsche - das waren Deutsche, die außerhalb der Reichsgrenze lebten, 3. Deutsche, die mit Polen verheiratet waren, und 4. Polen.

In dieser absteigenden Rangfolge wurden den Menschen jeweils Rechte, Arbeit und Verpflegungssätze zugeteilt. Uns wurde untersagt, mit Polen Kontakt aufzunehmen, was aber ohnehin unmöglich war, da wir kein Polnisch sprachen und sie kein Deutsch. Sie wurden nur als Arbeitskräfte benutzt.

Als sich 1944 die Ostfront Richtung Westen bewegte, wurden wir an einem Wochenende an die Weichsel gefahren, um dort »am Damm« zu arbeiten. Es waren auch etliche ältere Männer dort, Grubenarbeiter aus Schlesien. Die Dammarbeiten erwiesen sich als Legende - wir sollten Panzersperren anlegen. Die Männer griffen sich an die Stirn und erklärten, das sei »für die Katz«. Damit wollten sie sagen, dass sie an einen Sieg der »deutschen Waffen« nicht glaubten.

Die Ausbildung schien sich auch erledigt zu haben. Wir wurden bereits zum Unterrichten geschickt. Ich wurde in ein Dorf bei Krakau abkommandiert. Dort hatte man sogenannte »Volksdeutsche« angesiedelt, die man unlängst »heim ins Reich« geholt hatte. Die vormaligen polnischen Hauseigentümer mussten nunmehr als Knechte auf den ursprünglich ihnen gehörenden Höfen für die »Heimgeholten« arbeiten. Ich hatte nicht den Eindruck, als wären diese über ihren neuen Stand sonderlich erfreut.

Die Schule im Ort war leer. Vom Bürgermeister wurden meine Mitstudentinnen und ich dort einquartiert. Am nächsten Tag sollten wir zu den einzelnen Schulen in der

Umgebung gehen. Nach dieser ersten Nacht haben wir alle fluchtartig das Quartier verlassen. Myriaden von Flöhen hatten dort von allem Besitz ergriffen. Eine meiner Mitschülerinnen, die mir noch heute eine gute Freundin ist, zählte an einem Bein über 100 Bisse! Wir verlegten unsere Unterkunft sehr schnell in die uns zugewiesenen Schulen. Ich wurde zum Unterrichten in die Schule eines in der Nähe liegenden Dorfes geschickt. Dorthin fuhr ich mit einem Fahrrad.

Am zweiten Tag kam der Bürgermeister zu mir und meinte, was ich mache, sei unverantwortlich - in der Umgebung des Dorfes gäbe es doch Partisanen. Daraufhin befragte ich unsere Direktorin. Es stellte sich heraus, dass ihre Vorgesetzten davon wussten, sie aber nicht informiert hatten.

Mein Einsatz wurde sofort abgebrochen und ich nach Nikolai zurückbeordert. Ich benutzte für die Rückfahrt Bahn und Bus und kam dabei auch an Auschwitz vorüber. Mir wie auch den anderen war seit längerem bekannt, dass sich dort ein großes Lager befand, allerdings hatten wir nicht geahnt, dass es ein derart riesiges Ausmaß besaß. Landläufig hieß es, dort seien ausschließlich »Verbrecher« interniert. Es wurde allerdings nie nachgefragt, um welche Art von Kriminellen es sich handelte. Man nahm es zur Kenntnis und gut. Mir erzählte einmal eine Oberschlesierin, ihr Vater, ein Bergmann, habe von zwei seiner Kumpel berichtet, die man wegen Krakeelens nach Auschwitz geschickt habe. Als sie zurückkamen, hätten sie sich in Schweigen gehüllt. Kein Wort wäre über ihre Lippen gekommen.

Zum Jahreswechsel 1944/45 durften wir nach Hause. Allerdings mussten wir nach den Weihnachtsferien trotz heranrückender Front wieder in der Schule antreten. Wir begannen unsere Prüfungen im Luftschutzkeller. Das

Grummeln der Front rückte näher und näher. Einige Eltern holten ihre Kinder nach Hause, und auch die Schulleitung fragte besorgt bei der zuständigen Stelle an, ob man die Einrichtung nicht besser evakuieren solle. Doch stets wurde angewiesen: Bleiben!

Ende Januar fuhr unsere Direktorin selbst zu ihren Vorgesetzten, um unsere Evakuierung durchzusetzen. Sie fand die Verantwortlichen und ihre Familien in gut gefüllten Wagen abfahrbereit. Sie kehrte entrüstet zurück, versammelte die gesamte Schulbelegschaft in der Turnhalle und gab die Parole aus: Rette sich, wer kann!

Die meisten Lehrer fuhren mit Pferd und Wagen davon und überließen uns Eleven ihrem Schicksal. Am Ende blieben noch etwa zwanzig Mädchen und zwei Lehrer zurück.

Wir stellten uns an die Hauptstraße und hofften, von einem der vorbeifahrenden Militärlaster mitgenommen zu werden. Allerdings passierte zunächst eine ziemlich lange Marschkolonne den Ort. In gestreiftem Drillich und Lumpen schleppten sich Hunderte, wenn nicht gar Tausende ausgemergelte Gestalten durch den Schneematsch. Ihre Füße steckten zumeist in Holzpantinen. Die machten auf dem Pflaster Geräusche, die ins Mark gingen. Das Schlurfen erzeugte Gänsehaut bei denen, die am Straßenrand standen.

Nicht die Wachsoldaten, nicht deren scharfe Kommandos trafen ins Herz, sondern dieses unablässige Schlurfen. Es klang, als ginge der Sensenmann, der große Schnitter, mähend übers Feld. Ratsch, ratsch, ratsch. Und jedes Mal sank eine Reihe Todgeweihter zu Boden. Ratsch, ratsch, ratsch ...

Irgendwann, der Häftlingszug war schon längst durchmarschiert, stoppte ein Wehrmachtstransporter und nahm uns auf. Nikolai verschwand im Winterdunst. Unsere

Blicke folgten dem Straßensaum. Im kalten Fahrtwind knatterte die Plane. Wortlos schauten wir auf das, was auf der Flucht gen Westen links und rechts der Straße zurückgeblieben war. Ballast, dessen man sich entledigt hatte. Mobiliar, Wäsche, Koffer, Taschen, Teppiche, Geschirr. Und: Tote im gestreiften Drillich. Ich sah einige Kinder, die, scheinbar ungerührt, auf die Leichen starrten. Sie blickten auf die toten Häftlinge, die im Straßengraben lagen wie Unrat. Seltsam entrückt schauten sie in die leichenstarrten Antlitze. Doch ich war verunsichert, weil auch ich von ihrem Anblick nicht sonderlich entsetzt schien. Die apathisch blickenden, teilnahmslosen Kinder schreckten mich weitaus mehr.

Nach einigen Stunden Durchrütteln erreichten wir einen Bahnhof. Mit kältestarren Gliedern ließen wir uns vom Lkw zu Boden gleiten. Wir wankten in das überfüllte Gebäude und hockten uns in die letzte freie Ecke. Ab und an kam Bewegung in die wartende Menge, wenn das Gerücht über das Herannahen eines Zuges durch die Halle zog. Doch meist erwies sich die Ankündigung als unbegründet.

Schließlich rollte doch ein Zug heran und hielt. Er war bereits überfüllt, doch das hielt die Wartenden nicht ab, sich in die besetzten Waggons zu zwängen.

Nach einer Woche erreichte ich endlich Lauban, nachdem ich nahezu alle meine Kameradinnen daheim abgeliefert hatte - so, wie sich das für eine Schaffführerin gehörte. Daheim herrschte eine gewisse Aufregung. Meine schwangere Schwester Gertraud, die im Vorjahr nach Berlin geheiratet hatte, war mit ihrem Mann Theodor Böhme ebenfalls nach Lauban gekommen. Jetzt aber wollten sie und wir weiter. Mein kranker Vater - er sollte schon bald an Krebs sterben - vermochte es irgendwie, einen Zug in Görlitz zu akquirieren, der uns und andere